

**Nina Müller**

## **Zurück ins 19. Jahrhundert? Ein Kommentar zur Ausstellung „Franz is here“ im Weltmuseum Wien**

Der Besuch der Ausstellung „Franz is here“, die vom 9. April bis 2. November 2014 im Weltmuseum Wien gezeigt wurde, hinterließ ein unangenehmes Gefühl des Befremdens und des Unverständnisses. Es beginnt bereits bei der Auswahl des Plakatsujets: Dieses zeigt Franz Ferdinand, den Thronfolger von Österreich-Ungarn, vor einem erlegten Elefanten posierend. Er fiel 1914 einem Attentat zum Opfer, das den Ersten Weltkrieg auslöste und im Rahmen des 100. Jubiläums im letzten Jahr wahrscheinlich den Anlass zur Aufstellung dieser Ausstellung gab. Die Jagdleidenschaft war tatsächlich ein zentraler Aspekt im Leben der Angehörigen des Kaiserhofs und im Besonderen von Franz Ferdinand – dennoch wird die Jagd selbst in der Schau kaum thematisiert. Daraus ergibt sich bereits die Frage, inwieweit das Werbeplakat repräsentativen Charakter für die gesamte Ausstellung haben soll. Während der Besichtigung drängte sich zudem der Eindruck auf, dass diese jede reflektierende ebenso wie jede kritische Haltung vermissen lässt.

Im Eingangsbereich der Ausstellung finden sich Ausschnitte einer Landkarte, die die Reisen Franz Ferdinands in den Jahren 1892 und 1893 nachzeichnen. Kurze Texte beschreiben die Umstände der Reise, und eine Vielzahl von Originaldokumenten wie Visa und Tickets dienen zur Illustration. Leider fallen die Beschreibungen, die die Rahmenbedingungen zu jener Zeit erklären sollten, denkbar knapp aus. Eine kleine Hinweistafel besagt bloß, man fühle sich „der Perspektive Franz Ferdinands verpflichtet“. Die Intention dieses Zugeständnisses, das auch ein wenig nach Entschuldigung klingt, bleibt dem Besucher jedoch vorenthalten.

Die Ausstellung gliedert sich in verschiedene Schauräume voller „Beuteschätze“, die auch als solche bezeichnet werden. Neben Masken, Miniaturen, Kannen und Messingobjekten stehen Trommeln aus menschlichen Schädeln sowie Flöten aus Oberschenkelknochen hinter Glas. Daneben wurden vereinzelt Fotos von Franz Ferdinand in eindeutiger Herrscherpose drapiert. Als etwas störend erweist sich die Geräuschkulisse: Aus anscheinend laienhaft verkabelten, auf den riesigen dunklen Holzvitrinen aufgestellten Lautsprechern schallen eingesprochene Passagen aus dem Tagebuch des Prinzen. Es ertönen Kommentare wie: „Wir sind über das Lager hergefallen und haben so viele Objekte genommen wie wir greifen konnten.“ Diese durchdringen dröhnend den Raum und erschweren Gespräche unter BesucherInnen.

Die präsentierten Objekte, von Figuren über Vasen bis hin zu Musikinstrumenten, sind nach geographischer Herkunft angeordnet. Beschriftungen oder anderweitige Möglichkeiten, sich zu informieren, fehlen jedoch. Den BesucherInnen wird so wertvolles Hintergrundwissen vorenthalten: Etwa, dass diese — durchaus teils übertrieben anmutende — Sammelleidenschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert nichts Unübliches darstellte. Sie war häufig von verschiedenerlei Zwängen angetrieben, etwa von der Notwendigkeit, derartige Weltreisen durch Verkäufe an heimische Museen zu finanzieren. Die Finanzierung seiner Weltreise war allerdings kein Motiv für Franz Josef, diese Objekte zusammenzutragen. Seine Beweggrund bestand wahrscheinlich eher darin, das Bild eines zukünftigen Herrschers über das Kaiserreich zu konstruieren: Dazu benötigte er schließlich entsprechende Trophäen, die er im Zuge seiner Reisen zu erwerben hoffte und damit seinen Beitrag zum kaiserlichen Museum

leistete. Zudem thematisiert die Ausstellung kaum die Machthierarchien, die zu jener Zeit herrschten. Das demonstriert etwa bereits die Art und Weise, wie die Objekte zueinander angeordnet wurden: So wird ein Tropenhelm auf dem obersten Regal – über den präparierten Vögeln, Pfeifen, Vasen etc. – drapiert. Diese Gestaltung erweckt den Eindruck, als würde der Tropenhut, der den europäischen Reisenden des 19. und 20. Jahrhunderts symbolisiert, sozusagen „selbstverständlich“ über den außereuropäischen Objekten thronen. Die Objekt-Anordnung bleibt jedoch unkommentiert: Könnten dieser schlicht ästhetische Gesichtspunkte zugrunde liegen?

Als Besucherin wähne ich mich jedenfalls nahezu in eine Schausammlung aus der Zeit Franz Ferdinands zurückversetzt, die selbstverständlich die dominierende Sicht der Herrschenden widerspiegelt. Ich fühle mich quasi „gezwungen“, die aus heutiger Warte doch sehr befremdlich anmutende eurozentrische Perspektive jener Epoche zu übernehmen. Für mich stellt die Ausstellung insofern eine Reproduktion eines längst vergangenen Weltbildes dar – eines von vor rund 120 Jahren.

Wieso wird den BesucherInnen beispielsweise nicht demonstriert, dass es schwierig ist, die Person Franz Ferdinand (und seine Reise) überhaupt darzustellen? Worin bestand der Unterschied zwischen seiner öffentlichen Rolle als Prinz und als Privatperson? Heute haben sich seine Bedeutung sowie die Perspektive auf ihn komplett geändert: Er ist vor allem eine historische Figur. Stattdessen beschleicht einen der Eindruck, die Kuratoren wollten die Besucher in erster Linie mithilfe der schiereren Menge an Objekten (ca. 900 Stück) beeindrucken. Gleichzeitig fehlt es an Raum für selbstständiges Denken: Man hat kaum eine Wahl, die Präsentation der Ausstellungsstücke als etwas anderes zu betrachten als einen nostalgischen Blick auf das vergangene Kaiserreich.

Zwischen und innerhalb dieser Vitrinen befinden sich zudem in minderwertiger Qualität reproduzierte Fotos, die ebenfalls Fragen aufwerfen: Wer hat sie aufgenommen? Wen bzw. was bilden sie ab, wieso wurden sie aufgenommen und welchen Stellenwert nehmen sie innerhalb der Sammlung ein? Manche der Fotografien zeigen wohl interessante Szenen, lassen den Besucher über die Bedeutung des Motivs jedoch im Unklaren. Diesbezüglich sticht etwa ein Foto zwischen dem ersten und zweiten Raum ins Auge, das eine spannende Geschichte erzählen könnte: Das Bild zeigt eine Szene auf einem Schiff während der Äquatorüberquerung, bei der es Brauch war, ein Neptunkostüm anzulegen. Derlei Rituale waren während Übersee-Schifffahrten zu jener Zeit durchaus üblich, was dem Besucher jedoch leider nicht erläutert wird. Was bleibt, ist wohl zumeist bloß ein Gefühl der Verwunderung.

Des Weiteren finden sich einige exotisierende Aufnahmen, die in erster Linie verstörend wirken: So posieren beispielsweise mehrere nackte junge Frauen mit nicht sonderlich erfreutem Gesichtsausdruck für einen unbekanntem Fotografen. Derartige Bilder entstanden zur Kolonialzeit häufig unter Zwang. Auch die Abgebildeten scheinen sich in ihrer Rolle nicht wohl zu fühlen – ihr Unbehagen ist für den Betrachter nahezu greifbar. Auch bei derartigen Abbildungen wären Kommentare, Beschreibungen oder Hintergrundinformationen (etwa über das Entstehungsjahr, oder gar den Fotografen) wünschenswert.

Augenfällig ist, dass die Ausstellung wesentliche Problematiken der Gegenwart ausspart: Wie wird mit den Objekten sowie dem eigenen Sammlungsbestand umgegangen? Gibt es Rückforderungsansprüche, und wenn ja, wie geht man damit korrekt um? So finden sich keine Hinweise, die eine Distanzierung des Museums zu seinen Beständen ausdrücken oder auch nur andeuten: Zum Beispiel zu den bereits genannten Musikinstrumenten, deren Herkunft

möglicherweise zu hinterfragen wäre — was wiederum eine spannende Diskussionsgrundlage bieten könnte.

Grundsätzlich sollten Repräsentationen aus heutiger, (post)postkolonialer Perspektive von mehr Reflexionsvermögen zeugen. Wesentlich wäre eine kritische Betrachtung des Sammelns, der Objekte sowie natürlich des gesamten gesellschaftlichen Kontexts. Darin sehe ich als eine Hauptaufgabe von Kuratoren. Eine derartige Auseinandersetzung wäre insofern von Bedeutung, als man ansonsten in einer kolonialistisch-imperialistischen Perspektive auf die Welt verharrt. Meines Erachtens kann sich ein ethnologisches Museum nicht allein seinen Ausstellungsstücken widmen: Eine entsprechende Kontextualisierung sollte in der einen oder anderen Form stattfinden. Unterlässt man dies, bleiben Zuschreibungen unhinterfragt, die nicht annähernd den heute real-existenten Gegebenheiten entsprechen.

Sollte eine Erklärung der Objekte in ihrem historischen und sozialen Kontext absichtlich ausgespart worden sein, wäre eine Erklärung für diese Entscheidung hilfreich. Schließlich wäre es begrüßenswert, dass heutige Ausstellungen ein Exempel statuieren: So könnten sie potenzielle Wege aufzeigen, verantwortungsbewusst mit dem (teilweise schweren) Erbe europäischer Museen umzugehen. Die hier besprochene Ausstellung hat diese Chance jedoch nicht ergriffen: Sie vermittelte eine unkritische Haltung, die wiederum den Verdacht nährt, das Museum stelle sich nicht seiner Verantwortung, reflektierend mit seinem kolonialen Erbe umzugehen. Immerhin wird nahezu ausschließlich die Perspektive der Herrschenden präsentiert. Meines Erachtens ist es jedoch eine zentrale Aufgabe ethnologischer Museen, bedeutende Stimmen und Perspektiven herauszufiltern, und diese auch der Öffentlichkeit darzustellen und zu erklären. Dazu zählen das Sichtbarmachen verschiedener Blickwinkel auf ein Phänomen, das Bereitstellen von Hintergrundinformationen, das Erklären diverser Themen sowie die Dekonstruktion von Stereotypen. Gegenstände sowie Praktiken gehören im Kontext der jeweiligen Zeit erläutert. Freilich stellt es für die Ausstellungsmacher einen nicht unerheblichen Aufwand dar, unterschiedliche Stimmen und Positionen abzubilden. Dennoch sollte zumindest ein Bemühen in diese Richtung erkennbar sein – bei dieser Schau über Franz Ferdinands Weltreisen war dies nicht der Fall. Vielmehr erwiesen sich die Informationen als dürftig. Selbst wenn es den Kuratoren ein Anliegen war, gezielt keine Objektbeschriftungen einzufügen, möchte vielleicht der eine oder die andere BesucherIn mehr über einzelne Objekte erfahren. Zumindest ein Booklet, dessen Nutzung jedem frei steht, hätte so manche offen gebliebene Frage beantwortet. Stattdessen hinterlässt die Ausstellung mehr Fragen als Antworten: Man erfährt zumeist nicht, was hinter den Objekten steckt, sondern findet bloß repräsentative Oberfläche vor. Die offensichtliche Eindimensionalität ist enttäuschend — sie genügte wohl auch nicht „der Perspektive Franz Ferdinands“, der man sich doch angeblich verpflichtet fühlt.

Schlussendlich geht es um die Geschichten hinter den Objekten, die erzählt werden wollen. Dazu gehört unweigerlich der Kolonialismus, der mit jedem (europäischen) Völkerkundemuseum zusammenhängt. Eine spannende wie auch informative Ausstellung mit Bezügen zur Gegenwart könnte auf verschiedenste Art und Weise realisiert werden.

Das Weltmuseum Wien hat seit Winter 2014 seine Pforten geschlossen um eine neue Dauer-ausstellung aufzubauen. Es bleibt also abzuwarten, welcher Pfad in Zukunft eingeschlagen wird.